

Form an Dritte sei die ursprüngliche Vielschichtigkeit zwar nicht mehr zu erkennen, dafür stünden aber typisch erwartbare Handlungsmuster zur Verfügung. Habitualisierung verweise also darauf, wie handelnde Subjekte soziale Ordnung erzeugen und verändern könnten.

Konstitutionslogische Defizite in Bourdieus Theorie moniert auch Wagner. So werde der „objektive Sinn“ nicht kommunikationslogisch abgeleitet, sondern mit Strategie kurzgeschlossen. Indem Bourdieu alle Handlungen als strategiegeleitet annehme, übersehe er genauso wie Marx die große Bedeutung des zweckfreien Tauschs für die Konstitution von Sozialität. Ähnliches gelte für die vernachlässigte Unterscheidung von Routine und Krise. Nur letztere könne die Praxis als Praxis konstituieren – erstere ergebe sich erst aus der gelösten Krise.

Insgesamt ist aus meiner Sicht ein heterogener Sammelband entstanden. Der erfreulichen Themenbreite, der Vielzahl theoretischer Anschlüsse und empirischer Anwendungen steht eine m.E. zu häufige Darstellung der Grundbegriffe in den einzelnen Beiträgen gegenüber. Das ist natürlich in einem Sammelband schwer zu handhaben, macht die Lektüre für den Leser des gesamten Buchs aber etwas redundant. Die empirische Anwendung der Bourdieuschen Theorie erscheint in den Beiträgen von Rehbein, Gebauer und Schulz etwas zu schematisch, in den Beiträgen von Hepp und Engler sehr reflektiert und fruchtbar. Als Einführung ist das Buch nicht gedacht und auch wenig geeignet. Dagegen sprechen die elaborierten philosophischen Ausführungen. Wer die erforderlichen Vorkenntnisse mitbringt oder sich erschließt, dem vermittelt der Band aber wichtige Einsichten und Anregungen. Die stärksten Passagen sind m.E. diejenigen, in denen es um die kulturellen Grundlagen der kulturellen Praxis geht.

Frank Lettke

KULTURSOZIOLOGIE

Thomas Kron und Uwe Schimank (Hg.): Die Gesellschaft der Literatur. Opladen: Verlag Barbara Budrich 2004. 399 Seiten. ISBN: 3-938094-09-2. Preis: € 32,90.

Was liefern Romane an Erkenntnissen für das Verständnis der modernen Gesellschaft und vor allem für die Soziologie? Eine Tagung an der FernUniversität Hagen wollte herauszufinden, was Romane über gesellschaftliche Konflikte und

Strukturen aussagen und wie sich diese literarischen Darstellungen in das Theoriegebäude der Soziologie einordnen lassen. Die Beiträge dieser Tagung sind im vorliegenden Band publiziert. Elf Soziologen und drei Soziologinnen haben jeweils einen oder mehrere Romane soziologisch in den Blick genommen. Als Leitthema wurde den soziologischen Lesern die Frage nach dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft vorgegeben. Das Spektrum der untersuchten Romane ist sehr heterogen und auf das 20. Jahrhundert beschränkt. Es umfasst Kriminalromane von Donna Leon, Sara Paretsky, Henning Mankell und Per Wahlöö, Utopische Romane von Thomas Pynchon („Die Enden der Parabel“), Kobo Abe („Die Frau in den Dünen“) und Nikolai Herbst („Buenos Aires. Anderswelt“), „postmoderne Literatur“ von Michel Houellebecq („Ausweitung der Kampfzone“, „Elementarteilchen“), Botho Strauß und Bodo Kirchhoff („Legenden um den eigenen Körper“) sowie Romane, die das Thema Diktatur behandeln wie die von Herta Müller („Herztier“), Arno Schmidt („Aus dem Leben eines Fauns“) und Milan Kundera („Der Scherz“).

Das Vorhaben war insofern mutig, als die Soziologinnen und Soziologen eigentlich keine ausgewiesenen Literatursoziologen oder Literaturwissenschaftler sind. Das befreit zwar ihre Analyse weitgehend von den einschlägigen Diskursen, Traditionen und Methoden, macht sie aber auch angreifbar. So etwa für den unbekümmerten Umgang mit literaturwissenschaftlichen Standards wie etwa die weitgehend fehlenden Reflexionen der Kunstform – eine Ausnahme bildet Martin Horáčeks Analyse des Romans *Der Scherz* – oder die kaum problematisierten Fragen nach dem Verhältnis von Autor und Erzähler sowie die nach dem von Bild und Abbild. Auch die klassische Frage der Literatursoziologie, nämlich die nach der gesellschaftlichen Wirkungsgeschichte des Werks, bleibt außen vor – teilweise als selbst auferlegte Beschränkung. Die Autoren und Herausgeber machen somit aus ihrer Not eine Tugend. Das Ergebnis kann sich jedenfalls sehen lassen.

Wo in der Literaturwissenschaft die ganze Welt nur noch ein Text ist und vor lauter Lesaren, Sub- und Kon-Texten die Inhalte nebensächlich und wenn überhaupt nur in einem subjekt-spezifischen aktiven Rezeptionsprozess rekonstruierbar sind, werden sie im vorliegenden Band wieder sichtbar und weitgehend für bare Münze genommen. Manche Beiträge beschränken sich allerdings zu sehr auf die Wiedergabe des Romaninhalts, unterbrochen und kommentiert mit soziologischen Theorien, die immer irgendwie zu

passen scheinen. Eine Ausnahme macht etwa der Beitrag von Nicole Köck, wenn sie in der Tradition Adornos auf den Doppelcharakter des Kunstwerks als autonom und *fait social* (246) eingeht, um im weiteren Verlauf nach der Methode der objektiven Hermeneutik Houellebecqs Roman „Die Elementarteilchen“ zu analysieren. Damit unternimmt sie genau das Gegenteil von dem, was Adorno gut geheißen hätte; hatte der Meister doch immer gepredigt, dass nur das Unverständliche, das Inkommensurable den wahren (Waren-)Charakter der Gesellschaft enthüllt. Houellebecqs Prosa ist dagegen nur allzu verständlich. Adornos Kronzeugen waren dagegen eher die hermetische Lyrik oder die Komponisten des Wiener Kreises, und von „objektiver Hermeneutik“ wollte er sicher nichts wissen.

Die in den untersuchten Romanen handelnden Akteure werden in ihrer Lebenswelt und mit ihren Konflikten von den lesenden Soziologen ernst genommen. Somit stellt sich die Frage, welchen Wert Romane als Quellen und als Belege für soziologische Theorien haben. Literatur und Soziologie könnten auf den ersten Blick kaum gegensätzlicher sein: Dort die subjektive Sicht eines Autors auf die Vielfalt der von ihm erlebten und geschaffenen „Welt“, hier das Bemühen, von eben dieser Vielfalt und Subjektbindung zu abstrahieren und zu objektiven Aussagen oder gar Theorien zu gelangen. In ihrem „soziologischen Nachwort“ zu den Romanen von Botho Strauß hält Andrea Maria Dederichs fest, dass hier der „Literat im Vorteil gegenüber dem Soziologen“ (309) ist. Der Preis, den die Soziologie für ihre Objektivität auf der Basis repräsentativer Samples zahlen muss, ist hoch: Sie droht sich in immer lebensferneren Kategorien zu verlieren und nur dem zu glauben, was nach den Regeln der empirischen Methoden gewonnen wurde oder in das Prokrustesbett ihrer Begriffe passt. Dass dabei die Totalität der gesellschaftlichen Realität verloren geht und eine Scheinobjektivität entsteht, war schon ein zentraler Punkt im „Positivismusstreit“ der deutschen Soziologie.

Auch in den Romanen des vorliegenden Bandes geht es um die Frage nach der Repräsentativität ihrer Helden und ihrer Lebenswelten. Sind, um ein Beispiel zu nennen, die Figuren in den Romanen von Botho Strauß und Michel Houellebecq typisch für die Moderne oder nur eine Konstruktion in der Absicht, die Gesellschaft zur moralischen Kehrtwende aufzufordern? Und wenn sie typisch sind – wofür auch die Resonanz der Leser und Kritiker auf diese Prosa spricht: Was hieße das für die Soziologie? Im Grunde genommen wäre die Konsequenz, dass die Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft mit dem Anspruch,

Seismograph sozialer Entwicklungen zu sein, zugunsten der Literatur abgedankt hätte. Die Figuren wie die in den Romanen Houellebecqs haben in den gegenwärtigen soziologischen Theorien einen ähnlichen Platz wie die Sünder in der christlichen Erbauungsliteratur. Auch dort taugen sie allenfalls als schlechtes Beispiel. Weder mit Goffman noch mit Giddens oder Habermas – von den Theoretikern des Rational Choice ganz zu schweigen – lassen sich der Weitekel, die Entfremdung und der Zynismus der Romanhelden bei Botho Strauß, Bodo Kirchhoff u.a. erklären. Hartgesottene mögen zur Ehrenrettung der Soziologie noch meinen, dass diese Romane ein Exempel dafür seien, wohin der Kapitalismus die Menschen führen könne. Das erinnert an die theologische Tradition, erst die Sünden detailliert zu schildern, um anschließend – in der Hoffnung auf moralische Umkehr – den Gläubigen das Strafgericht auszumalen. An die Stelle des Antichristen sind heute die üblichen Verdächtigen für gesellschaftliche Fehlentwicklungen getreten: Globalisierung, Patriarchat und Neoliberalismus. Dabei zeigt gerade die Literatur, wie komplex das Leben und die Umwelt der Helden ist, die in der Regel gebrochene und widersprüchliche Charaktere sind. Gerade die Vieldeutigkeit des Romans ist seine Stärke – und steht damit dem Wissenschaftsideal auf Eindeutigkeit diametral entgegen. Die Frage ist, was zur Beschreibung der Gesellschaft angemessener ist.

Die Soziologie und die Soziologen können nicht über ihren Schatten springen. So sind in den Gesellschaftstheorien der Gegenwart die Akteure, wenn sie überhaupt noch als solche vorkommen, reduziert auf ihre Rollen, kulturelle Rahmungen und Sprechakte. Was sie intendieren, kann einfach nicht gelingen: Entweder verfängen sie sich in den spieltheoretischen Verhandlungsdilemmata, oder sie sind in funktional differenzierten Subsystemen gefangen, wo sie nur noch ihre eigene Melodie hören. In der Literatur werden sie dagegen zu einem ganz anderen Leben erweckt. Dort sind sie auch mal eiferstichtig und lüstern oder sie haben einfach nur ihre persönlichen Macken, wie etwa die Privatdetektivin in den Romanen Sara Paretskys oder die Kommissare in den Krimis von Donna Leon und Mankell. So bewältigen sie ihren Alltag oder sie scheitern daran; jedenfalls handeln sie völlig anders als der „Goffmensch“ oder das „Habermännchen“. „Das Unglück setzte alles Theoretische unter Wasser“ heißt es bei Bodo Kirchhoff. Ein solcher Satz, ein Beispiel für ein gelungenes literarisches Bild, stellt ganze Handlungstheorien infrage, denn Glück oder Unglück ist in den Theorien rational handelnder Akteure nicht vorgesehen. Besonders

an der Analyse von Bodo Kirchoffs Roman *Lebenden um den eigenen Körper* von Andreas Weber wird deutlich, dass die Soziologen nicht einmal in der Lage sind, ihre eigenen persönlichen Reflexionstabus zu durchbrechen.

Angetreten, um Romane als Quellen oder empirische Belege für die Soziologie zu prüfen, steht am Ende des Bandes die Soziologie selbst auf dem Prüfstand. Und dies vor allem ist sein Verdienst. In den einzelnen Beiträgen werden immer wieder die Grenzen der soziologischen Methoden, Begriffe und Theorien deutlich. Es zeigt sich aber auch, dass viele soziologische Theorien über die moderne Gesellschaft den strukturalistischen und dekonstruktivistischen Texttheorien der Literaturwissenschaft um einiges voraus sind, nämlich bei dem Versuch, das Gesellschaftliche auf den Begriff zu bringen. Die Literaturwissenschaft und die Soziologie sind jeweils unterschiedliche Herangehensweisen an den Roman, deren Ergebnisse nicht einfach kompatibel sind. Der Roman selbst bleibt bei den methodischen Zugriffen beider Wissenschaften souverän ein Maßstab. Nur der Roman kann z.B. durch seine Polyphonie die „Koexistenz zuweilen widersprüchlicher Motive“ (111) ausdrücken sowie die Vielfalt möglicher Handlungsmuster und -motive entfalten, wo die Soziologie nur (latente oder manifeste) Funktionen, Strukturen und Subsysteme als Erklärungen anbietet.

Das Ergebnis des vorliegenden Bandes ist also weniger unter literatursoziologischen Aspekten interessant, als vielmehr für das Selbstverständnis der Soziologie. Allein dies rechtfertigt die Lektüre des Bandes. Er macht aber auch Lust auf die Lektüre der darin analysierten Romane. Auch dies muss man den Herausgebern als Verdienst anrechnen. Das Experiment: „Soziologen lesen“ sollte fortgesetzt werden.

Manfred Mai

SOZIOLOGIE DER GESCHLECHTER

Doris Krumpholz: Einsame Spitze. Frauen in Organisationen. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften 2004. 235 Seiten. ISBN 3-8100-3905-5. Preis: € 29,90.

Je weiter man in Organisationen nach oben kommt, desto dünner scheint dort die Luft für Frauen zu sein. Dieser Eindruck drängt sich einem jedenfalls auf, wenn man die Zahlen zum Anteil von Frauen in den Führungspositionen betrachtet, in der Wirtschaft, in der Politik und

ebenso in der Wissenschaft. „Einsame Spitze“ heißt deshalb folgerichtig der Titel des Buches von Doris Krumpholz, in dem es um die Situation von Frauen in Organisationen geht. Sowohl in der Arbeits- und Organisationsforschung als auch in der Geschlechterforschung blieb dieses Thema lange Zeit ausgeblendet. Seit einigen Jahren hat sich jedoch eine stattliche Anzahl an Publikationen zu diesem Problemfeld angesammelt. Ihnen möchte die Autorin mit ihrer Arbeit nicht bloß eine weitere hinzufügen; ihr Anliegen ist es vielmehr, die ihrer Ansicht nach bestehende Lücke zwischen theoretisch-wissenschaftlichen Veröffentlichungen und feuilletonistischer Ratgeberliteratur zu schließen und „wissenschaftliche Erkenntnisse für Laien verständlich und nutzbar zu machen“ (9). So soll das vorliegende Buch den in Organisationen tätigen Frauen einen wissenschaftlich fundierten, aber für Laien verständlichen Ratgeber an die Hand geben, der auch „als ‚Steinbruch‘“ (11) genutzt werden kann und einen schnellen Einblick in die für das Thema relevante Literatur gibt.

Gleichwohl hat das Buch eine Grundthese, die da lautet: Das Stereotyp der weiblichen Geschlechtsrolle sei in einem historischen Prozess mit der Sexualisierung des weiblichen Körpers und der Zuschreibung von Kindlichkeit, Schwäche und Emotionalität aufgeladen worden. Frauen passen sich diesem Schema an, um zwei Ziele zu erreichen: Um sich vor aggressivem männlichen Verhalten zu schützen und um sexuell attraktiv zu wirken (35). Im Rückgriff auf die Literatur vor allem aus der psychologisch und verhaltenswissenschaftlich inspirierten Geschlechterforschung wird in den einzelnen Kapiteln nach Bestätigungen für diese Grundthese gesucht. Die dabei gewählte Vorgehensweise ist eklektisch, wie die Autorin einleitend selbst eingesteht (9).

Nachdem zunächst einiges Zahlenmaterial ausgebreitet wird, das die Asymmetrie der Geschlechter empirisch belegt (Kapitel 2), etwa zur Verteilung von Männern und Frauen in Führungspositionen, zu Einkommensunterschieden oder zur Segregation des Arbeitsmarktes, startet die Autorin ihre Argumentationskette mit einer Auseinandersetzung über die Symbolfigur des Weiblichen, der Barbiepuppe (Kapitel 3), die geradezu paradigmatisch auf die Rolle des Kindheitsschemas für den weiblichen Geschlechterrolle typ verweise. Hintergrund dieses Phänomens sei ein historischer Wandel des Frauenbildes vom „entweiblichten“ Frauentypus der Bauern- und Unterschichten zum anmutigen, graziösen des Bürgertums (37). Mit dieser Entwicklung sei nicht nur ein Machtverlust für Frauen einhergegangen, sondern gleichsam als die andere Seite

Sonderdruck

Durch den Buchhandel nicht zu beziehen
© VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2005

57. Jahrgang · September 2005

D 8147

Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie

3

Herausgegeben von
Jürgen Friedrichs, Wolfgang Schluchter
und Heike Solga

Aus dem Inhalt:

Gert Albert: Moderater methodologischer Holismus. Eine weberianische Interpretation des Makro-Mikro-Makro-Modells

Steffen Hillmert und Marita Jacob: Zur Entwicklung herkunftsbezogener Ungleichheiten im Bildungsvorlauf

Axel Franzen und Dominik Hangartner: Soziale Netzwerke und beruflicher Erfolg

Juliane Achatz, Hermann Gartner und Timea Glück: Bonus oder Bias? Mechanismen geschlechtsspezifischer Entlohnung

Markus Klein: Die Entwicklung der Beteiligungsbereitschaft bei Bundestagswahlen

Dirk Richter: Das Scheitern der Biologisierung der Soziologie

Sigrid Roßteutscher: Wertsynthese: Kein unsinniges Konzept, sondern traurige Realität. Replik zur Kritik von Helmut Thome

Ausführliche Literaturbesprechungen

Zum 70. Geburtstag von Max Kaase • Nachruf auf Georg Elwert